Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1948-1949)
Heft: 2

Artikel: Worte, gesprochen bei der Einweihung der Rainer-Maria-Rilke-Ausstellung
Autor: Kippenberg, Anton
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759504

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WORTE, GESPROCHEN BEI DER EINWEIHUNG DER RAINER-MARIA-RILKE-AUSSTELLUNG

Katharina Kippenberg zum Gedächtnis
in Marburg am 7. September 1947

VON ANTON KIPPENBERG

Ernste Klänge haben diese Feierstunde eingeleitet. Wie haben wir gewünscht und so lange noch gehofft, daß es Beethovens Dankgesang eines Genesenden an die Gottheit hätte sein können!

Vor einem Jahr schon war die Ausstellung, zu deren Eröffnung wir uns anschicken, gemeinsam von uns geplant worden. Ein Dank sollte sie sein an die Universität Marburg, die Katharina Kippenberg durch die Verleihung des Ehrendoktors die letzte große Freude ihres Lebens bereitet hatte, ein Dank zugleich an die Stadt unseres Exils, die uns so freundlich aufgenommen, in der hilfreiche Hände sich uns entgegengestreckt hatten, und neue Freunde uns den Schmerz erleichterten, von den alten getrennt zu sein. Bis nah an ihren Tod hat Katharina Kippenberg die Hoffnung wach gehalten, diese Ausstellung zu Ehren des Freundes, um den, wie um Goethe, bis zuletzt ihre Gedanken kreisten, mit einrichten zu können, und hat den Wunsch ausgesprochen, das Erträgnis aus den Eintrittsgeldern möge kriegsbeschädigten Studenten, deren Anblick ihr immer wieder ans Herz griff, zugutekommen.

Nun ist es ein Dank über das Grab hinaus, mit dem der des Lebenden sich verbindet. Er wendet sich ganz besonders Ihnen in dieser Stunde zu, liebes Fräulein Dr. Schnack. Unausgesprochen bleibe, was Ihre hingebende Freundschaft der Verewigten in den letzten zwei schweren Jahren ihres Lebens bedeutet hat. Sie hat es Ihnen durch tiefe Dankbarkeit vergolten und sprach noch mit aller Wärme davon, als Sie an dem letzten klaren Tage, der ihr vergönnt war, ihr Krankenlager verlassen hatten. Und ich danke Ihnen nun für Ihre unermüdliche Hilfe bei der Einrichtung dieser Ausstellung, die ich, nicht nur aus äußeren Gründen, allein nicht hätte leisten können.

Katharina Kippenberg hat geschwankt, ob sie die Zeugnisse ihrer Freundschaft mit Rainer Maria Rilke in die Vitrinen einlegen sollte, und hätte sich zuletzt doch wohl nicht dazu entschlossen. Die kostbaren Handschriften, die sie einst aus den Händen ihres Dichters erhalten hatte, auch sie «Zeugen allerschönster Zeit», Zeugnisse einer

wohl auch in Rilkes Leben seltenen geistigen und menschlichen Verbundenheit, hat sie Jahr für Jahr mit stiller Scheu für sich bewahrt und nur wenigen Vertrauten Einblick in sie gewährt, wie sie auch von dieser Freundschaft selbst nur wenig sprach. Sie ruhte im Heiligtum ihres Herzens. Wir glauben ihrem Willen nicht entgegenzuhandeln, wenn wir die Handschriften nun dem Anschaun darbieten, denn *beider* Freundschaft ist Geschichte geworden, eingebettet in eine schon weit zurückliegende Vergangenheit. Aus dem Briefwechsel, der sich über zwanzig Jahre erstreckte und die ganze Zeit des Reifens, Wartens und höchsten Gelingens begleitete, haben wir nur einige Briefe *Rilkes* ausgewählt. Den letzten Brief der Freundin hat Rilke noch zwei Tage vor seinem Tode erhalten; er verlangte nach Feder und Papier, um ihr zu antworten, — die Kräfte reichten zum Schreiben nicht mehr aus. Die letzten Worte aber, mit denen der dem Tode Nahe sich von dem Arzt, den wir zur Beratung an sein Krankenbett entsandt hatten, verabschiedete, waren: «Grüßen Sie Katharina Kippenberg von mir, das ist eine edle Frau.» In Ehrfurcht neigen wir uns vor ihrer verklärten Gestalt.

Was sich in diesen Vitrinen nun der Schau darbietet, gehört keiner Sammlung an, die um ihrer selbst willen geschaffen worden wäre, und keinem Archiv, wenn auch Rilke gelegentlich von einem solchen gesprochen hat, etwa wenn er uns ungelesene Bücher und Aufsätze über sich und sein Werk und Handschriften sandte oder übergab. Unser Rilke-Besitz besteht aus den Handschriften und Briefen, die Katharina Kippenberg und mir während zweier Jahrzehnte aus den Händen des Dichters zukamen, und dem, was wir *ihm* in gedruckter Gestalt zurückgeben durften, vermehrt um die Werke, die seit Rilkes Tode bei uns oder durch unsere Vermittlung in deutscher und in fremden Sprachen erschienen sind. Nur die Zeugnisse der Frühzeit und das wirklich Wesentliche der kaum noch übersehbaren, zum großen Teil ephemeren Rilke-Literatur wurden später an diesen Kern angeschlossen. Es gibt — das möchte ich besonders betonen — nur *ein* Rilke-Archiv, das den gesamten handschriftlichen Nachlaß des Dichters, die Handschriftenschätze aus dem Besitz der Mutter und der Gattin und das ihm an Schenkungen und Erwerbungen Zugeflossene birgt: das Rilke-Archiv in Weimar, in der nun nach Rainer Maria Rilke genannten Straße. Dieses Archiv, eingerichtet, unermüdlich ausgebaut und liebevoll betreut von der Tochter Rainer Maria Rilkes und ihrem vor kurzem heimgegangenen Gatten Dr. Carl Sieber, sammelt alles auf Rilke sich Beziehende an Handschriften, Drucken und Bildlichem; der Vermehrung seiner Bestände galt von je auch unsere ganze Sorge und wird ihr immer gehören. Das Rilke-Archiv ist

Hauptquelle und Mittelpunkt der Rilke-Forschung, zugleich aber auch mit den Bildnissen Rilkes, den Familienbildern und alten Möbeln aus dem Besitz der Mutter und des Dichters eine allen Rilke-Verehrern und -Forschern teure Erinnerungsstätte, neben dem Schlößchen Muzot und dem Grabe zu Raron.

Daß wir die verehrte Gattin und die Tochter Rainer Maria Rilkes heute unter uns sehen dürfen, ist mir die größte Freude. Die Freundschaft, meine liebe Ruth, die Ihre verewigte mütterliche Freundin und mich mit Ihrem Vater verband, ist rein auf Sie übergegangen, und gemeinsam haben wir sein Gedächtnis gepflegt und seinem Werk gedient. Das soll zwischen uns — Sie wissen, bei welchem Anlaß Ihr Vater so gesprochen hat — «in Gebrauch und Schwebe bleiben».

Unsere Ausstellung zeigt an Drucken *alle* Erstausgaben von dem schmalen Gedichtbändchen «Leben und Lieder» des Jahres 1894 an bis zu den «Vergers», die wenige Monate vor Rilkes Tode erschienen sind. Schon aus räumlichen Gründen, aber auch um die große Linie nicht zu unterbrechen, haben wir Erstdrucke in Zeitschriften und Zeitungen nur ausgelegt, wenn es sich um für Rilke oder auch um ihrer selbst willen, wie etwa beim «Pan», wichtige Zeitschriften handelt, oder wenn besondere, leicht erkennbare Gründe es rechtfertigten. Die Rilke-Literatur haben wir ausgeschlossen.

Wer von Vitrine zu Vitrine fortschreitend die hier ausgelegten Handschriften und Drucke durch das Auge auf sich wirken läßt, dem wird sich im Geiste das Einzelne zu einem mächtigen Bilde zusammenschließen. Seine Frühzeit hat Rilke selbst, lächelnd wohl, nicht selten auch streng abgelehnt. Wir aber stehn, gerührt und ergriffen zugleich, vor den ersten dichterischen Versuchen des seiner Berufung sich schon dunkel bewußten, um Geltung vor sich und der Welt ringenden jungen Menschen, der, die Puppenhülle bald abstreifend, mit höchstem Verantwortungsgefühl, mit unerbittlicher Selbstzucht, «in wachsenden Ringen» zur Meisterschaft emporsteigt. Ein heroisches, ehrfurchterweckendes Leben im Geiste zieht an uns vorüber. Man könne auch am Schreibtisch ein Held sein, hat Rilke einmal geäußert.

Ihm kam es auf das Werk an, einzig und allein auf das Werk, das dem Bau am nie vollendbaren Dom geweiht war. Aber «Werkleute sind *wir*», heißt es bei ihm; nicht das Ich steht im Vordergrunde, so groß es bei Rilke auch ist. Und darum, wie mannigfach seine Beziehungen zu Menschen und vor allem zu bedeutenden Persönlichkeiten gewesen sind, wie weit er die Welt — auch in der *ursprünglichen Bedeutung* des Wortes — er-fahren hat, — das Wesentliche ist das nicht, und bei einer Schilderung seines Lebens oder dessen Sichtbarmachung

in einer Ausstellung würde die Betonung der äußeren Lebensumstände sein Bild trüben. Anders etwa bei Goethe, der in der Vervollkommnung des einzelnen Menschen, der Persönlichkeit, das Ziel sah und die Pyramide seines Daseins so hoch wie möglich hinaufspitzen wollte. Bei Goethe wäre eine Darstellung, die nicht seine menschliche und geistige Umwelt, die Systole und Diastole seines großen Lebens, vollkommen einbezöge, undenkbar. Sie streben — wenn wir diese Formulierung wagen dürfen —, der augustinische Rilke und der lutherische Goethe, beide zu Gott, auf verschiedenen Wegen, die doch wie die Parallelen in der Unendlichkeit Gottes sich zusammenfinden.

Rilke hat scherzend Epochen seines Lebens nach seinen Verlegern genannt: seine Frühzeit die Katzenzeit (nach seinem ersten Verleger Kattentidt), die Jahre von etwa 1899 bis 1904 die Junckerzeit (nach Alex Juncker), die spätere die Inselzeit. Aber auch für die innere Entwicklung des Dichters hat diese Einteilung eine Bedeutung, wenn man die eigentliche Inselzeit bis zu den Jahren 1912—1913, in denen die ersten zwei Elegien und das Marienleben entstanden, rechnet. Dann beginnen die zehn Jahre, die namen-*los* sind, und es folgen die letzten, von der Zeit schon gelösten Jahre der Vollendung. Nur über *diese* beiden Lebensabschnitte bitte ich einiges sagen zu dürfen, ehe die hier ausgelegten Zeugnisse Ihnen sinnfällig vor Augen treten. Sind doch die Duineser Elegien und die Sonette an Orpheus die eigentliche Mitte, der Strahlpunkt in Rilkes Schaffen.

Die Jahre des Schweigens, des Versagens, — so hat Rilke selbst die zehn Jahre, in denen er im seelischen Leidland wohnte, oft genannt. Sie waren keineswegs unfruchtbar, auch er wußte es; aber die Vollendung der Elegien, die so gewaltig begonnen hatten, und zu der alles in ihm hindrängte, wollte ihm nicht gelingen. Nur zwei wurden ihm in diesen Jahren geschenkt, bei den weiteren kam er über Vorstufen und zum Teil freilich wesentliche Fragmente nicht hinaus.

Nietzsche hat die Zeit des geduldigen Wartens gepriesen:

Wer viel einst zu verkünden hat,
Schweigt lang in sich hinein.
Wer einst den Blitz zu zünden hat,
Muß lange Wolke sein.

Bei Rilke war es anders. Wir wissen aus seinen Briefen, und noch eindringlicher sprechen Niederschriften davon, die sich der Mitteilung noch entziehn, wie tief er unter dem ihm auferlegten Schicksal gelitten hat. Nicht nur die äußeren Gründe, von denen er immer wieder spricht, haben es bestimmt. Ihm galt das bittere Wort der Schrift:

«Die Kinder sind kommen an die Geburt, und ist keine Kraft da, sie zu gebären.» Im Jahre 1918 übergab er seinem Verleger in München die Handschrift der vorliegenden Teile und Fragmente der Elegien mit der Bitte, sie zu verwahren; vollenden würde er das Werk nicht. Und als wir zwei Jahre später in seinem Schweizer Refugium auf Schloß Berg den Plan einer Gesamtausgabe entwarfen und ich fragte, ob nun wohl nichts mehr vergessen sei, antwortete er resigniert: «Das Eine, — Sie wissen!» Seine Stunde war noch nicht gekommen.

Aber sie kam. Es ist kaum zu ermessen, was es für Rilke bedeutet hat, als im Juli des Jahres 1921 der in seinem verhaltenen Schweizertum so unendlich gütige und fürsorgliche Werner Reinhart für ihn das Schlößchen Muzot mietete und bald erwarb, in dem der Ruhelose endlich, für geraume Zeit wenigstens, Ruhe fand. Ein halbes Jahr schon nach seinem Einzug begann das Wetterleuchten, das dem Blitz voranging. Am letzten Tage des Januar 1922 schrieb Rilke der Freundin in den Schwarzwald, er habe den Entschluß gefaßt, im Februar nicht einen einzigen Brief zu schreiben, nicht einen, und sandte ihr ein zierliches Heft mit drei eben entstandenen Gedichten, das Sie dort liegen sehn, auf dessen erstes Blatt er eine auf Orpheus hindeutende Lyra gezeichnet hatte. Am nächsten Tage entstand ein Gedicht, in dem man zu sehen glaubt, wie die dichterische Speise in die Glockenform des Sonetts einschießt. Vom 2. bis zum 5. Februar entstand der erste Teil der Sonette an Orpheus. Dann brach in Tagen «ungeheuren Gehorsams im Geiste» der Sturm der Elegien herein, und am Abend des 9. Februar schon konnte Rilke seinem Verleger jubelnd die Vollendung der Elegien mitteilen: «Ich bin überm Berg! Dieses war überlebensgroß —, ich habe gestöhnt in diesen Tagen und Nächten, wie damals in Duino, — aber, selbst nach jenem Ringen dort —, ich habe nicht gewußt, daß ein *solcher* Sturm aus Geist und Herz über einen kommen kann! Daß man's übersteht! daß man's übersteht. Ich bin hinausgegangen, in den kalten Mondschein, und habe das kleine Muzot gestreichelt wie ein großes Tier —, die alten Mauern, die mir's gewährt haben. Und das zerstörte Duino.»

Aber am nächsten Tage, dem 10. Februar, wurde dem Dichter im Nachsturm noch das «unerhörte große Geschenk» der zehnten Elegie zuteil. Nun konnte er unter ein Verzeichnis der Elegien mit den Entstehungszeiten sein «Amen!» schreiben.

Die treue Frieda Baumgartner, die ihn eben in Muzot zu umsorgen begonnen hatte und das Schlößchen noch heute verwaltet, erzählte mir kürzlich, wie Rilke in jenen Tagen, auch nächtens, in seinem Arbeitszimmer stürmisch auf und ab gegangen sei, dazwischen oft mit

dem Fuß aufgestoßen und laut gesprochen und gerufen habe. Die gute Seele konnte nicht ahnen, welch ein Ereignis sich über ihr vollzog: daß der Dichter an seinem Stehpult mit dem Fuß skandierte und daß, was er rief, Verse waren, die einmal aus dem verschneiten Muzot im winterlichen Walliser Tal über die Welt klingen würden. Vom 11. bis 20. Februar entstand dann der zweite Teil der Sonette an Orpheus, und am 23. Februar konnte Rilke der Freundin die Handschrift der Sonette übersenden mit einem wohl nun auf die Zeichnung der Lyra zurückdeutenden Begleitbrief, der, wie es der Brief vom 9. Februar schon ist, geschichtlich werden wird: «Sie haben, meine liebe Freundin, noch in Ihren winterlichen Wäldern — und fast als letztes dort — das Geräusch gehört, mit dem die Leier unwillkürlich aufklang, da man sie hervorholte. Hier ist nun, was sie seither unter wirklichen Griffen getönt hat: die Sonette an Orpheus.»

Auf den Tag können wir so das erregende geistige Drama der Vollendung der Elegien und der Schöpfung der Sonette verfolgen. Wenn wir uns vor Augen halten, daß Rilke in jenem Monat Februar außer diesen beiden Werken noch etwa zwanzig herrliche Gedichte und dazu den Brief des Arbeiters geschrieben hat, so dürfen wir sagen, daß dieses Geschehen in der Geschichte dichterischen Schaffens wohl wenige Beispiele hat. Nicht lange darauf besuchten wir Rilke in Muzot. An einem unvergeßlichen Abend entzündete er die Kerzen auf seinem Stehpult und las uns als ersten die nun vollendeten Elegien vor. Katharina Kippenberg hat den Eindruck, den der Lesende machte, schön geschildert: «Der Dichter sah aus, als wäre er vom Berge Sinai gekommen, seine Stirn leuchtete in einem heiligen Schein, wie göttlicher Odem wehte es um sie, ein unbeschreiblicher Glanz lag auf seinen Lidern, und wenn er aus seiner großen Entrücktheit einmal aufsah, so waren seine Augen wie blau metallen. Wahrlich, dieses Gesicht hatte mit dem Einsatz seines Lebens gehalten, was es jung seinem Gotte gelobt hatte.»

Es ist, wie auch sonst bei früh oder zu früh Vollendeten, gefragt worden, wie Rilkes Dichtertum sich wohl weiter entwickelt hätte, wenn ihm vom Schicksal ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre. So zu fragen ist müßig —

> Das was geschieht, hat einen solchen Vorsprung
> Vor unserm Meinen, daß wir's niemals einhol'n.

Rilke selbst wußte, daß wiederum ein entscheidender Wendepunkt in seinem Leben und Schaffen eingetreten war. Welchen Weg würde den Dichter, nachdem er bis zu den Grenzen des Sagbaren vorgedrungen war, sein Genius führen? Am 21. März 1923, ein Jahr also nach

jenem groß erfüllten Februar, schrieb er der Freundin: «Ich bin seltsam angreifbar jetzt, und nach jenen großen Arbeiten ist wieder, wie damals nach dem Malte, ein Abschnitt gegeben und Wie-sich-Neueinstellen, ein ganz Neu-Anfangen —, ein neuer Muth *und* eine neue Verzagtheit, fast nichts ist alt an mir: o Anfängerschaft ohne Ende!» Als wir aber wiederum ein Jahr später in Muzot über die endgültige Zusammenstellung der Gesamtausgabe sprachen und der Verleger die Frage stellte, was bei neuen Auflagen mit dem Zuwachs geschehen solle, meinte Rilke, es würde nicht wesentlich mehr sein. Es würden ihm vielleicht noch einige Gedichte und Uebersetzungen gelingen, aber was ihm zu sagen aufgetragen sei, habe er gesagt. War es die Ahnung eines frühen Todes, die ihn so sprechen ließ? Nun begann, nachdem er den ersehnten Gipfel erstiegen und verlassen hatte, die kurze abendliche Höhenwanderung, die uns noch Kostbares an letzten Gedichten, auch in französischer Sprache, die Valéry-Uebertragungen und meisterlichste Briefe schenkte, ihn aber bald tief hinab ins körperliche Leidland führte und durch den «eigenen» schweren Tod hindurch in die Ewigkeit.

Die letzten vier Vitrinen zeigen die Wirkung des Werkes Rainer Maria Rilkes über die Welt. Sie hat an Schnelligkeit, Intensität und Weite wohl wenig ihresgleichen in der Geistesgeschichte. Ein «Geschenk an das Volk» hat der junge Rilke das schmale erste Heft seiner «Wegwarten» genannt. Ein Geschenk an die Welt ist sein Werk geworden. Als der Dichter starb, waren kaum zwanzig fremdsprachige Ausgaben vorhanden, darunter nur drei englische, — eine immerhin doch ungewöhnliche Zahl, wenn man bedenkt, was die Uebertragung gerade der Rilkeschen Dichtungen an Kenntnis und Können voraussetzt. Seitdem sind sie in fast 25 Sprachen übertragen worden, und immer neue Uebertragungen erscheinen. Frankreich hat, wie es natürlich war, lange an der Spitze gestanden, aber die englisch sprechenden Länder beginnen es zu überflügeln. Alles an Ausgaben in fremden Sprachen zur Schau zu stellen, verbot der Raum, aber das Ausgelegte spricht eindringlich genug. Doch auch in *seiner*, der deutschen Sprache wird Rilke mehr und mehr in anderen Ländern gelesen, die Zahl der zweisprachigen Ausgaben wächst, — ein englischer Hochschullehrer schrieb vor kurzem, daß manche seiner Schüler die deutsche Sprache lernten oder tiefer in sie einzudringen sich bemühten, um Rilkes Werke sich im Original zu eigen machen zu können.

Man hat diese Verbreitung der Rilkeschen Dichtungen über die Welt einer gewissen Mode zuschreiben wollen, wie man auch von einer deutschen Rilke-Mode gesprochen hat. Ein wenig Mode ist bei

allem menschlichen Aufnehmen und Tun, aber wann wäre jemals eine solche zu gleicher Zeit in so vielen Ländern aufgetreten? Die Gründe für die Weltwirkung Rainer Maria Rilkes liegen tiefer. Wie ein Pfingstwunder erscheint sie uns, ein tröstliches Wunder in einer zerrissenen Zeit und Welt, wie jene es war, in der das größte geschah. Dürfen wir nicht ein Symbol und eine Morgenröte vielleicht darin erblicken, daß so viele in der weiten Welt, in vielen Zungen redend, vom *einen* Creator Spiritus erfüllt werden, dem Geist, der sich auch in dem großen Dichter und Gottsucher — was im tiefsten Sinne eines ist — so herrlich offenbart hatte?

Daß dieser Dichter ein Deutscher war — denn das war der von deutschen Eltern abstammende, in Prag geborene Rainer Maria Rilke —, darf uns heute, da wir durch eigene Schuld so unsagbar tief getroffen sind, aufrichten und uns in all unserer Not und Bedrängnis empfinden lassen als nihil habentes et omnia habentes, als die Enterbten, und die doch viele reich machen. Aber nicht mit Stolz und Ueberhebung wollen wir Rilke den unsrigen nennen, sondern mit der gleichen Demut, mit der Er seine Berufung empfand und vor seinem Werke stand. Daß Rilke *unserem* Volke geschenkt wurde und zugleich, wie er selbst von sich sagte, «hinausgeboren war in die Welt», empfinden wir in tiefer Dankbarkeit als eine göttliche Gnade, aber als eine heilige Verpflichtung zugleich: zurückzufinden zu den Wurzeln unserer Kraft, die nicht im irdischen Bereich liegen.

In zwei Jahren kehrt zum 200. Mal der Geburtstag dessen wieder, der sich, wie Rilke es gedurft hätte, ein Kind des Friedens nannte und Frieden halten wollte mit jedermann, der nicht müde geworden ist, den Primat des Geistes über alle von Menschen gezogenen Grenzen hinweg zu verkünden. Die Welt wird ihn feiern, wie vor fünfzehn Jahren seinen hundertjährigen Todestag, aber wird sie nun auch Täter des Worts sein, nicht nur Hörer? Werden die Menschen sich darauf zurückbesinnen, daß sie alle aus einem Geiste geboren und Kinder sind der einen Erde? Das ist die Schicksalsfrage, vor der die Welt steht. Sorgenvoll, aber zuletzt doch hoffend sprechen wir auch angesichts dieser Schau die Worte unseres Größesten, wie Rainer Maria Rilke Goethe nannte, als er sich anschickte, «sein Werk und seine Gestalt mit den reinsten Maßen seines Herzens nachzumessen»:

Getrenntes Leben, wer vereinigts wieder?
Vernichtetes, wer stellt es her? Der Geist!
Des Menschen Geist, dem nichts verloren geht,
Was er von Wert mit Sicherheit besessen.